

Erinnerungen an seine Jugend in Solz 1800 bis 1816

Vorbemerkungen

Wenn jemand seine Jugenderinnerungen aufschreibt, interessiert das kaum die eigene Familie, wenn aber über 150 Jahre vergangen sind und der Verfasser in seinem Heimatlande eine geistige und politische Rolle ersten Ranges gespielt hat, dann wird bedauert, wenn nur Bruchstücke vorliegen. Das nun ist mit den Berichten von August Vilmar der Fall: Ein kleines Stück ist in der Festschrift zur 1000-Jahrfeier von Solz auf S. 101—103 abgedruckt. Die hier wiedergegebenen Texte sind 1. eine kurze Selbstbiographie, die 1863 in Band 20 der „Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte seit der Reformation“ von Friedr. Wilh. Strieder und K. W. Justi, erschienen seit 1781, ab 1831 fortgeführt von O. Gerlach 1863 erschienen, steht und 2. eine Aufsatzreihe: „Erinnerungen von fünfzig Jahren her aus einem abgelegenen Dorfe“, die 1863 in der Marburger „Hessenzeitung“ Nr. 8—14 und 83—86 gedruckt wurde. Da kleine Teile der beiden Texte sich inhaltlich überschneiden, wurden vereinzelt Kürzungen vorgenommen; bei Wechsel der Vorlagen wurde an den Anfang ein **Str.** oder ein **Hztg.** gesetzt.

Heute sagt uns der Name Vilmar kaum etwas. Vielleicht wissen einige Rotenburger, daß er als Schullektor hier wohnte und später Professor in Marburg wurde. Sein Unterricht, seine Vorlesungen, Vorträge und Veröffentlichungen waren auf allen Gebieten des Geistes außerordentlich anregend und mitreißend: deutsche Grammatik, die Nationalliteratur, Volkslieder, die Volkssprache, Ortsnamen und Sport, vor allem die Theologie, aber auch die aktuelle Politik, wurde er doch als 30jähriger von den Hersfeldern in die erste Ständeversammlung (s. S. 66) gewählt, die Verwaltung — er modernisierte die hessischen Schulen und Hochschulen — und wurde noch in diesem Jahrhundert als „die große Leuchte der hessischen Kirche“ bezeichnet.

In Vilmars Erinnerungen werden uns vor allem die französische Fremdherrschaft und der aufkommende Nationalismus lebendig, eine Bewegung, die damals alle Bevölkerungskreise ergriff und bis in unsere Gegenwart das politische Denken beeinflusste.

Fremdsprachliche oder altertümliche Wörter im Text wurden in (=) erklärt, sachliche Erläuterungen sind in den Anmerkungen am Schluß des Beitrages S. 67 zu finden. Zeichensetzung und Rechtschreibung wurden der heute üblichen angepaßt, sonst aber nichts am Text verändert, Erklärungen in () stammen von Vilmar selbst.

(Str.) Der Vater, Johann George genannt, war erst sieben Jahre alt, als der Großvater starb, und ward, da die Großmutter noch vor dem Großvater, während dieser auf dem Sterbebette lag gestorben war, von Fremden erzogen. Seit dem Jahre 1796 war er Pfarrer zu Solz bei Rotenburg, seit 1816 Pfarrer zu Oberaula, wo er am 22. Mai sein Amtsjubiläum feierte, bei dieser Gelegenheit das Prädikat „Konsistorialrat“ erhielt, auch zum Doktor der Theologie kreiert (= erwählt) ward und am 16. Oktober 1846 über achtzig Jahre alt starb. Die Mutter hieß Susanne

Elisabeth, war eine Tochter des zu Nordshausen bei Kassel verstorbenen Pfarrers Johann David Giesler und starb früh mit Hinterlassung von acht Kindern am 14. März 1816 als die letzte ihrer Familie.

Als das erste Kind meiner Eltern bin ich am 21. November 1800 zu Solz geboren und in den höchst einfachen Verhältnissen einer ärmlichen Landpfarre^{1a} aufgewachsen. Doch waren diese Verhältnisse noch etwas einfacher, als sie selbst damals in anderen Pfarrhäusern zu sein pflegten. Der Vater war ein Mann von spartanischer Genügsamkeit, wozu seine Erziehung in fremdem Hause wohl nicht wenig mochte beigetragen haben, dazu von äußerst festem, völlig unbeugsamem Willen in solchen Dingen, welche mit seinen Erlebnissen und Erfahrungen verwachsen waren; so hatte er denn darauf bestanden, daß die sämtlichen schönen gepolsterten Möbel der Mutter noch vor der Hochzeit verkauft werden mußten, weil sie in ein „schlechtes (= schlichtes) Pfarrhaus nicht paßten“ — und freilich hätten sie in eine Stube nicht gepaßt, die zur einen Hälfte mit tannenen Dielen, zur anderen Hälfte aber mit schweren eichenen, vor Alter schwarz gewordenen Bohlen belegt war. Der Vater ist sein ganzes Leben bei Stühlen, mit Schilf- oder Bindfadengeflecht bezogen, geblieben; nie hat er sich eines Sofas bedient, und erst meine jüngsten Geschwister brachten ihm ein solches Geräte, nicht eben zu seinem Vergnügen, ins Haus; ein gepolsterter Lehnstuhl mußte ihm in seinem siebenzigsten Lebensjahre aufgenötigt werden.

Gänzliche Geringschätzung des Komforts ist mir aus diesen Zuständen meiner Kindheit und Jugend geblieben. Aber die Zeit war überhaupt damals simpler als sie fünfzig bis sechzig Jahre früher gewesen war, und als sie jetzt, fünfzig bis sechzig Jahre später ist: wer hält es jetzt für möglich, daß adelige Fräulein an der Grenze der Kinderjahre für gewöhnlich in bibernen (= angerauchtes Baumwollgewebe) Röcken, und halberwachsene Prinzessinnen nicht selten ohne Hüte gingen? Doch habe ich dies damals gesehen, und niemandem fiel es auf.

Diese beschränkte Einfachheit gewährte indes trotz der Stürme, welche durch die Welt brausten, einen Frieden, den die jetzige Welt kaum noch kennt. Tiefer, stiller Friede herrschte auch im elterlichen Hause, und meine frühesten Kindererinnerungen sind Erinnerungen dieses stillen, irdischen Friedens, der indes, eben weil er ein irdischer war, eine leise Wehmut als Beimischung in sich trug. Eine gebrechliche siebenzigjährige Jungfer lebte als pensionierte Beschließerin in einem damals leer stehenden adeligen Hause des Dorfes; zu ihren Füßen unter ihrem Spinnrocken saß ich und hörte sie erzählen von den Zeiten, da sie auch jung, da sie auch ein Kind gewesen: wie sie mit ihren Schwestern die Tauben gefüttert und im Walde die wunderschönsten Blumen gesucht, und wie sie unter den Waldblumen Hirschkälber und Rehkälber gefunden, die nicht davongelaufen seien, sondern sie freundlich angeschaut hätten, — wie die Kinder um Vater und Mutter gesessen und geknelet, und der Vater erzählt und mit ihnen gebetet und wie während eines solchen Gebetes die Abendsonne so rot und golden über die Waldwiesen hin durch die Fenster geblickt habe, und wie dann kurz nach diesem Gebet, auch im Abendsonnenschein, der Vater gestorben sei und dann die Mutter, und wie die Geschwister zerstreut worden seien und sich nimmer wiedergesehen hätten — alles dies zog wie Lied und Melodie durch die Seele des dreijährigen oder vierjährigen Kindes. Oder ein Bruder der Mutter, damals Student in Marburg, gleich der Mutter ein

tiefes und inniges Gemüt, nahm mich mit auf die das Dorf umgebenden Hügel, zeigte mir die fernen blauen Berge im Westen und den Silberblick der Fulda, und erzählte mit leiser Stimme von den Gegenden der Schwalm, der Lahn, des Rheins, während dicht vor uns Steinschmätzer und Rotkehlchen ihre einfachen Lieder sangen, und Schwarzspecht und Buntspecht über uns an den uralten Eichen hämmerten. Meine kindische Phantasie ward auf diese Weise in die lebhafteste Bewegung versetzt, und ich bevölkerte gar bald Busch und Wald und Feld mit den Personen und Begebenheiten meiner Einbildung, doch waren, damit es auch nicht an inneren Widersprüchen fehlte, diese Schöpfungen meiner Einbildungskraft nichts weniger als phantastisch-poetisch, sondern höchst realistisch-prosaisch, wie denn das tüchtig realistische Buch der Frau Generalin von Riedesel: „Die Berufsreise nach Amerika“¹, welches mir in meinem frühesten Knabenalter in die Hände fiel, einen ganz unglaublichen Eindruck auf mich machte und meinen Phantasien auf das genaueste als gewünschte Wirklichkeit entsprach. Auch sonst lag in den Zuständen meiner Umgebung sehr vieles, welches mit allem Nachdruck auf die Wirklichkeit hinwies und vor aller phantastischen Überspannung bewahrte, alles um mich her war noch voll von den Traditionen des Siebenjährigen Krieges: der eine der Dorfbewohner hatte unter den Wutginauischen hessischen „Füßern“², der andere unter den hannoverischen Jägern, ein dritter und vierter gar unter den Seydlitzischen Dragonern und Kürassieren³ in den Treffen bei Lutterberg, Grebenstein, Roßbach⁴ gedient, und die vorher erwähnte alte Beschließerin hatte als angehende Haushälterin auf einem Schlosse in Westfalen bald den Prinzen Soubise und den Herzog von Broglio⁵, bald den Erbprinzen von Braunschweig und den Prinzen von Isenburg⁶ zu bewirten gehabt. Alle diese Erzählungen aber gingen bloß gegen die Franzosen, und ich war sehr verwundert, als ich später erfuhr, daß der Krieg auch gegen den Kaiser war geführt worden: es wollte mir das gar nicht zu Sinn, denn vor dem Kaiser hatte ich großen Respekt — woher, weiß ich nicht eigentlich, wahrscheinlich aber aus dem sonntäglichen Kirchengebet her, weshalb es mir denn auch wahrhaft wehe tat, als im Jahre 1806 das Kirchengebet für den römischen Kaiser hinwegfiel. Ja, es fehlte nicht an Dingen, welche die Kritik des Knaben auf das nachdrücklichste herausforderten. So hörte ich Erzählungen einer den Hofkreisen zu Weimar angehörenden Dame mit an, welche das Nachteilige aus Goethes früherem und damaligem Leben (z. B. die Trauung mit der Vulpius⁷) wenn auch mit großer Diskretion, doch in allen Einzelheiten mit großer Anschaulichkeit schilderten; es hat mich deshalb noch zehn, ja zwanzig Jahre später die größte Mühe gekostet, bei dem Lesen von Goethes Werken diese nachteiligen Jugendeindrücke zu überwinden und zu vergessen, und nur ein benachbarter Pfarrer, welcher ein gewisses Verständnis für Goethe besaß, hielt diesen Erzählungen bei mir einigermaßen das Gleichgewicht. Aus naheliegenden Veranlassungen kam mir sehr zeitig das bekannte Buch von Knigge⁸: „Der Roman meines Lebens“ in die Hände, dessen Personen zum Teil noch vor meinen Augen umher gingen, und welches mich in manchen Partien stark anzog; meinen heftigen Widerwillen aber, nicht gegen das Buch, sondern gegen den Verfasser, erregte der Hohn, welchen derselbe über das tägliche Gebet seiner ehrwürdigen Schwiegermutter ausgegossen hatte: zu den Füßen dieser frommen Greisin hatte ich, Seidencharpie zupfend⁹, oft ehrerbietig und fast andächtig gesessen.

Religiöse Eindrücke sind sehr früh in mich gepflanzt worden und mit meinen allerfrühesten Erinnerungen unmittelbar verwachsen. Diese Einpflanzung verdanke ich allein dem Vater, einem Manne von tieferster und unmittelbarer wahrer Frömmigkeit, von ihm habe ich nach der geistlichen, von der Mutter mehr nach der weltlichen Seite hin alles Gemachte, Phraseologische, Unwahre verabscheuen und verachten gelernt, so lange ich zu denken weiß. Der Vater war aus der vorrationalistischen Schule der Endermann, Coing und Pfeiffer¹⁰ und verleugnete diese Schule bis über sein fünfzigstes Lebensjahr hinaus keineswegs; erst später wendete er sich der seiner innersten Natur direkt zusagenden kirchlichen Richtung zu. Von Jung-Stilling¹¹ scheint er in Marburg nicht die mindeste Notiz genommen zu haben, so wenig wie alle seine theologischen Altersgenossen — ich habe von Jung-Stilling das erste Wort in meinem sechzehnten Jahre gehört, als der Pfarrer Biskamp zu Dens den Vater um die Erlaubnis bat, mir Stillings Leben zum Lesen geben zu dürfen, und ich dies Buch nun der Mutter auf ihrem Sterbebette vorlas. Jene vorrationalistische Schule bewahrte übrigens, wenn schon in vermeintlichen Nebendingen neologisch (= neuerungssüchtig), die Traditionen der älteren Zeit mit der größten Pietät: vor allem blieben die Wunder der H. Schrift völlig unangetastet, und die Person Jesu Christi stand in großer Verherrlichung glänzend im Vordergrund; über das Wie dieser Verherrlichung gab man sich freilich keine genügende Rechenschaft. Das jedoch weiß ich aus meinen sehr frühen Erinnerungen mit großer Bestimmtheit, daß das „der Herr ist wahrhaftig auferstanden“, aus der tiefsten Seele des Vaters gesprochen, in meine tiefste Seele eingedrungen ist. Die erste Erzählung von der Passion und dem Kreuzestode des Herrn hat mich, wie damals so viele Kinder, für einen ganzen Abend in völlig unstillbare Tränen gestürzt — allerdings hatte mein Vater die Gabe, sehr gut, namentlich heilige Dinge zu erzählen, auch war er von nicht unbedeutendem Redetalent, welches durch ein treffliches Organ unterstützt ward, so daß ich in dieser Hinsicht noch jetzt an ihn als ein homiletisches (= Kanzelrednerisch) Vorbild zurückdenken muß, neben welchem ich nur wenigen eine Stätte einräumen kann. Zum Gottesdienst bin ich — und zwar ohne eine einzige Ausnahme allezeit freudig — von meiner frühesten Lebenszeit, gewiß von Beginn des fünften Lebensjahres an sonntäglich zweimal, ja, wenn ich den Vater auf das Filial begleiten durfte, dreimal gegangen, und habe vom neunten Jahre an Text und Thema, meist auch Disposition der Predigten aufgeschrieben, unverlangt; es verstand sich das bei mir wie so vieles andere ganz von selbst. Was aber im Gottesdienste weit schwerer für mich in das Gewicht fiel als des Vaters Predigt, das war das Altargebet, das Kanzelgebet, vollends die Absolution (= Lossprechung von Sünden) und über alles das die Präfation (= Lobgebet) vor dem H. Abendmahle (erhebet eure Herzen ff., das alte Sursum corda); etwas später übte eine gleich mächtige Gewalt über mich das apostolische Glaubensbekenntnis aus. Dagegen stieß mich, nachdem ich im zehnten Lebensjahre angefangen hatte, das Singen zu erlernen, die Menge der steifen Psalmmelodien in unserem niederhessischen Gesangbuche heftig und kaum weniger stark die ansehnliche Zahl neu fabrizierter Melodien ab, durch welche dieses Gesangbuch geschändet ist. Die Mutter wollte es nicht glauben und war außer sich, als ich es ihr nachwies, daß die alte Melodie von „Wachet auf“, welche in ihrer Kindheit noch allgemein und auch später in Rotenburg war gesungen worden, nicht

mehr im Gesangbuch stehe; mit leuchtenden Augen sang sie mir nun die alte Melodie vor, und diese leuchtenden Augen sehe ich noch heute jedesmal, wenn ich „Wachet auf“ singe. Sehr bald fühlte ich auch den damals üblichen Morgen-, Tisch- und Abendgebeten, sämtlich aus der Gesunden-Menschenverstands-Periode herrührend, das Phrasenhafte und Unwahre an; namentlich gilt dies von dem an dem niederhessischen Gesangbuche anhangsweise befindlichen Morgengebete „Allmächtiger und unendlich gütiger Gott“, und noch mehr von der hessen-kasselschen Zusatzpoesie in des kurländischen Neanders¹² Liede: „Noch läßt der Herr mich leben“: Nur eins laß mich erleben, das christlich weise Herz“ — diese Halbstrophe und mit ihr der Rest des Liedes, welche ich sehr oft als Morgengebet gebrauchen mußte, wurden mir geradezu widrig und sind es geblieben. Von dem Abendgebete wurden wir Kinder öfters dispensiert; das war mir und meiner Schwester ganz recht, denn nun wählten wir uns unsere Gebetsverschen aus und beteten sie abwechselnd in unsern Bettchen sitzend; und das war wirklich Andacht. Schriftlesung, wenigstens regelmäßige Schriftlesung war im Hause nicht üblich; trotzdem habe ich die H.Schrift zeitig in ihrer ganzen Ausdehnung gelesen! wenigstens erinnere ich mich, daß mir, als ich mit dem Schlusse meines zwölften Lebensjahres anfangen den Konfirmandenunterricht zu besuchen, bei weitem die meisten Kapitel der Bibel, von Vers zu Vers genau bekannt waren. Den Konfirmandenunterricht habe ich dreimal durchgemacht, was vielleicht des Guten etwas zuviel war, indes langweilig ist er mir nie auch nur eine Minute gewesen; das frische Leben und der treue Ernst des Vaters ließ auch das Längstbekannte und Alte lebendig und neu erscheinen.

In meine früheste Kindheit fallen zwei schmerzliche Ereignisse, welche auf mein ganzes Leben von nachhaltigem Einflusse gewesen sind. Das erste war der frühe Tod des oben erwähnten Onkels, Bruders der Mutter; er starb in Marburg am Schlusse seiner akademischen Laufbahn (= Studium) im April 1805. Die Todesnachricht kam am frühen Morgen an und der Vater kündigte sie mir an, als ich noch im Bette lag; da fuhr ein körperlich schneidender Schmerz durch mich hin, ich verkröchte mich unter die Decke und schluchzte zum Ersticken. Als ich aufgestanden war und in das Wohnzimmer kam, stand die Mutter, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, etwas vornübergebeugt am Tische: sie sprach kein Wort, aber ich sah, wie die Tränen hörbar auf den Tisch niedertropften — mein Herz zog sich krampfhaft zusammen, so daß mir der Atem verging. Ich habe an den Särgen der Mutter und des Vaters, meiner Frau, meines Bruders und endlich auch meiner Kinder gestanden — alle diese Schmerzen waren nur Wiederholungen jenes ersten überwältigenden Todesschmerzes. Und von da an habe ich die Nähe, die Gegenwartigkeit des Todes unablässig vor Augen gehabt; diejenige Lebensfreude, welche des Todes nicht gedenkt, habe ich niemals gekannt.

Das andere schmerzliche Ereignis war der Zusammensturz unserer alt-hessischen Verhältnisse am 1. November 1806. Die erste Berührung mit den damaligen Weltstürmen, deren ich mich, abgesehen von einigen niederländischen und mehreren französischen Emigrierten erinnern kann, war die Schlacht bei Austerlitz¹³, deren Hergang der Vater aus den Zeitungen vorlas, und deren Ausgang mich lebhaft gegen die Franzosen aufregte. Einige Zeit vor der Schlacht bei Jena¹⁴ sah ich preussische Offiziere, hörte sie reden und bekam nur den allgemeinen Ein-

druck, daß es in unserer Nähe „Krieg geben“ werde, was sie sprachen, habe ich nicht verstanden oder nicht behalten — nur ist mir später oft wiederholt worden, mit welchem Übermute sie sich geäußert hätten; — wohl aber ist mir der schneidend-hochfahrende Ton ihrer Sprache und der unangenehm slawisierende Dialekt (jut) unvergeßlich geblieben.

(Hztg.) Es kam die Schlacht bei Jena mit den Versprengten, welche durch das Dorf hin- und herzogen, es kam der Vorübermarsch Mortiers¹⁵ mit seinem Korps, von welchem ich die Empfindung eines vorüberziehenden Gewitters bekam, und es kam der 1. November 1806. Am folgenden Tage (Sonntag), als die Gardisten und Garde-Grenadiere von Kassel kamen und erzählten, was vorgegangen sei^{15a}, erwachte mein vaterländisches Bewußtsein zu voller Klarheit, so, wie ich es heute noch habe, und wie es der jüngeren und jüngsten Generation nicht zuteil geworden, wenigstens nicht so ganz in Fleisch und Blut gewachsen ist. Es kam die Insurrection (= Aufstand) vom Christtag 1806, wo alles lief, was nur eine Stange oder Axt tragen konnte, der Gardist seine Bärenmütze mit dem Blech wieder aufsetzte, der Husar seinen gelben Dolman (= Schnürenjacke) wieder überwarf, der Drescher sein Korn ungedroschen und der Metzger sein Schwein, auf dem er schon kniete, ungeschlachtet ließ (was eben in unserem Hause vorkam), um „fort nach Rotenburg zu machen und die Franzosen totzuschlagen“. Es kam aber auch die schreckliche Enttäuschung. Bei Todesstrafe mußten alle Waffen abgeliefert werden, und mit der Drohung wurde nicht allzu selten Ernst gemacht. Der Aufstand in Hersfeld erregte die höchste Teilnahme, aber auch die schwerste Sorge in unserm Hause, weil ein demselben nahe Befreundeter gewissermaßen in denselben verwickelt war; mehrere Tage lang wurde von den Giebeln der Häuser und von den nahegelegenen höheren Bergen danach ausgeschaut, ob man nicht Hersfeld brennen sehe¹⁶.

Nun wurde das Königreich Westfalen errichtet, und alles mußte sich neigen und beugen, und — schweigen. Zudem fand sich nunmehr eine große Menge von Franzosenknechten, welche genau das darstellten, was man seitdem und jetzt „die öffentliche Meinung“ nennt. Im Beamtenstande und in der gebildeten Welt hatten sie mehrere Jahre lang unbestritten die Majorität, und in der Gegend meiner Heimat war der Bürger und Bauer indolent (= gleichgültig) und passiv, oder wurde es. Wer an eine Wiederherstellung des Kurfürstentums glaubte, ja, wer auch nur von der Vortrefflichkeit der französisch-westfälischen Zerwühlung und Gleichmacherei nicht überzeugt werden konnte, der galt je nachdem für einen Narren oder für einen „Übelgesinnten“ (dies war die eigentliche Firma, welche den Vaterlandsfreunden, den treuen Hessen, von dem westfälischen Gouvernement gegeben wurde), oder für einen „Verräter“. Letzteren winkte dann das Kastell (= Festungshaft) und etwa auch auf dem Kasseler Forst die Kugel. Um die Dörnbergische Expedition im April 1809 wußten die Erwachsenen meiner Umgebung (ich nichts) und glaubten, als die Nachricht von ihrem Beginne zu uns gelangte, fest an ihr Gelingen. Mich versetzte diese Nachricht in Feuer und Flamme, wie sie uns in voller Freudigkeit und Feurigkeit durch eine junge, bald nachher durch französischen Trug schrecklich untergegangene Patriotin mitgeteilt wurde. An dem Tage dieser Mitteilung war die Expedition bereits verunglückt. Jetzt mußte das Schweigen verdoppelt werden. Desto größer wurde unter diesem gezwungenen Schweigen die

Erbitterung, und an dieser Stimmung habe ich fünf Jahre lang, von 1809 bis 1813, wenngleich noch ein Knabe, meinen allervollsten Anteil gehabt. Dazu kamen noch die im einzelnen und besonders widrigen Dinge. Die Patrimonialgerichtsbarkeit¹⁷ hörte auf und mit ihr die Gerichtstage, die Rügegerichte¹⁸ und die gegen Bummler, Diebe und Gesindel gar nicht übel gehandhabte Lokalpolizei; damit verlor das Dorf wirklich viel, mehr noch in meinen Augen von seiner Wichtigkeit, seiner Ehre — es verlor sozusagen seine Persönlichkeit. Ebenso hörte das Berggericht¹⁹ in der Nachbarschaft auf, welches mir in der Person des hochbejahrten vorletzten Bergrichters Braun ganz besonders ehrwürdig gewesen war. Dafür kamen die Friedensgerichte²⁰, und es ärgerte uns im Dorfe ganz besonders, daß wir nun unter das Friedensgericht eines benachbarten Dorfes²¹ gestellt wurden, dem sich bisher unser Dorf vollkommen ebenbürtig gewußt hatte; nicht minder ärgerlich war es für uns, daß wir als unsere Hauptstadt in Verwaltungssachen das kleine Städtchen Waldkappel, wo der Kantonmaire²² seinen Sitz hatte, ansehen sollten und von der mehrhundertjährigen Verbindung mit Rotenburg gänzlich abgelöst wurden. Dann die Mahl- und Schlachtsteuer, welche auch den Stumpften im Volke den Widerwillen gegen das westfälische Wesen wach erhielt und nährte, und die mit diesen Steuern verbundene Anstellung der untern Steuerbeamten, Commis aux exercices (= Angestellte für Steuerprüfung), Kötzengucker genannt, die ganz besonders verhaßt waren und sich, wie der zweite in meinem Heimort angestellte Commis, durch ihr lautes Prahlen mit der unvergleichlichen Herrlichkeit des Königreichs Westfalen und durch ihr Schimpfen auf die alte hessische Regierung unerträglich und so verhaßt machten, daß sie 1813 schweren Mißhandlungen verfielen. Die Schlimmsten dieser Art waren meistens diejenigen untern Beamten, welche aus dem „Harz-Departement“, namentlich aus dem Magdeburgischen, in das „Werra-Departement“ versetzt wurden. Am allerwidrigsten war uns die Gleichmacherei, Organisiererei, Schererei über einen Kamm, in Konskription (= Rekrutenaushebung), Gerichtsstand, Steuerpflicht usw. Ein sehr einsichtsvoller und begabter jüngerer Pfarrer aus unserer Nachbarschaft, welcher diese Gleichmacherei als den Untergang alles deutschen Lebens auf das tiefste empfand und laut und nachdrücklich bei jeder Gelegenheit gegen dieselbe sprach, meinte sich berufen, dem damaligen Minister von Wolffradt²³ mit Beziehung auf einen bestimmten, sehr handgreiflichen Gegenstand Vorstellungen dagegen zu machen. Der Minister, der sonst gar kein übler Mann war, antwortete dem Pastor mit der „erleuchteten Zeit, die mit dem Königreich Westfalen auch für Hessen angebrochen sei“. Dafür nannte der Pastor seitdem den Minister, wenn er von ihm unter Vertrauten sprach, den „Siebensortenschlingel“. Endlich war denn das Allerärgste die Aufpasserei, welche durch die große Menge eigentlichen Gesindels, außer den Gendarmen und den niedern Angestellten, ausgeübt wurde; nicht selten habe ich, wenn Vertraute zusammen waren, den Gegen-Aufpasser und Warner machen müssen. Die Gendarmerie hatte als organisierte Aufpasserei einen besonders heftigen Haß gegen sich; sie hieß nur die Strickreiterei, eine Bezeichnung, welche bis daher in Hessen völlig unbekannt gewesen war, ihre Stärke muß auch wirklich im Aufpassen bestanden haben, denn sie vermochte es nicht, die Zigeunerbanden, welche in zahllosen Schwärmen von 1808 bis 1813 das „gesegnete Königreich Westfalen“, zumal in unsern Gegenden, durchzogen, zu vertreiben, noch viel weniger, einen unter der

hessischen Regierung zu lebenslänglicher Eisenstrafe verurteilten, von der westfälischen Weisheit und Milde törichterweise begnadigten Dieb und Räuber aus unserer nächsten Nachbarschaft („Lumps Hans“) wieder einzufangen. Sie war gehaßt, aber auch verachtet.

So bin ich in sehr bestimmtem Widerspruch mit der herrschenden Partel, im stärksten Widerwillen gegen französiierenden Indifferentismus (= Gleichgültigkeit), französiierende Wortmacherei und französiierende Gleichmacherei aufgewachsen. Daß das Königreich Westfalen mit allen seinen Einrichtungen nur die organisierte französische Revolution sei, habe ich schon damals sehr wohl begriffen. . . .

(Str.) Sollte ich durch die bisherige Darstellung etwa zu einer unrichtigen Auffassung meiner Person Anlaß gegeben haben, so will ich jetzt das ohnehin unentbehrliche Korrektiv (= Berichtigung) hinzufügen, daß ich gerade so ungezogen war wie andere Knaben, und in manchen Stücken noch ärger, und daß ich ebenso ungern und ziemlich ebenso schwer lernte wie andere. Entschieden schädlich war es für mich, daß neben mir zwei Mitschüler in dem Unterricht meines Vaters sich befanden, welchen, da sie teils im Unterrichte teils von der Natur vernachlässigt waren, ich es gleich zu tun vermochte, wiewohl sie sechs bis acht Jahre älter waren als ich. Nur daß sie beide sehr schön schrieben, und ich kindisch häßlich, ließ mich ihre Überlegenheit in wohlthätiger Weise fühlen. Der eine ist 1813 auf den Wällen von Torgau gefallen, der andere im Kloster Haina als Rasender an der Kette gestorben. — Mit dem Jahre 1807 kam übrigens die Notwendigkeit des Französischlernens auf, und so arger kleiner Franzosenfeind ich auch war, konnte ich doch im Herbst 1807 schon die französische Übersetzung von Campe's²⁴ Entdeckung von Amerika mit geringer Hilfe des Wörterbuchs lesen. Unterhaltungsbücher für Kinder gab es damals außer Campe's Kinderbibliothek und Reisebeschreibungen und Salzmann's²⁵ „moralischem Elementarbuch“ und „Unterhaltungen“ kaum. Was unsere jetzigen Kinderschriftsteller von diesen, allerdings mit Recht für veraltet nicht allein, sondern auch für ungeeignet zur Erziehung gehaltenen Büchern lernen sollten, ist die Einfachheit und Wahrheit der Darstellung: unsere Kinderschriften, und die christlichen oft gerade im voraus, haben ein narkotisches (= betäubendes) Parfüm an sich. Da war Overbeck's²⁶ „Rühmt immer eure große Stadt“, woran ich mich erfreut habe, tausendmal besser. Erst an der Grenze der Kinderzeit lernte ich Löhrs²⁷ Kinderschriften kennen, die freilich alles überbieten, was jemals für die Kinderwelt ist geschrieben worden, und die man jährlich auflegen müßte, wenn — die heutige Welt nicht das Gute von sich stieße und das Schlechte kaufte.

Seit dem Jahre 1809 und zum Teil schon früher bestand in unserm Lande eine äußerst scharfe soziale Trennung zwischen den „Treuen“ (auch Patrioten, Deutschgesinnte genannt) und den „Franzosenfreunden“; der gegenseitige Haß war 1809 bis 1814 so stark, daß derselbe nur seit dem Jahre 1848 ein Analogon (= ähnlicher Fall) findet, und zwar ist diese Ähnlichkeit nicht bloß eine äußerliche. An diesem sozialen Haß waren auch die Kinder der betreffenden Kreise beteiligt, und wir „deutschgesinnte“ Kinder lernten daraus wenigstens unbedingte Verschwiegenheit, der damaligen französischen Spioniererei gegenüber, außerdem trug diese soziale Stellung unleugbar sehr viel zur frühzeitigen Festigung des Charakters bei. Als seit 1811 die Zeitungen schlechterdings

nicht mehr lesbar waren, wurden geschriebene Übersetzungen von Auszügen aus englischen Zeitungen, welche durch die Schmuggler eingeführt wurden, unter den Einverstandenen einander gegenseitig mitgeteilt, und seit dem Mai 1813 erhielten wir vollständigen Ersatz durch die geschriebenen Notizen aus dem Hauptquartiere der Verbündeten, welche von Edelfhof zu Edelfhof und von Pfarrhaus zu Pfarrhaus durch Vertraute getragen wurden. Ich habe damals die meisten abgeschrieben.

(Hztg.) Als der Krieg gegen Rußland im Beginnen war, gab es in unserer Umgebung selbst unter den Deutschgesinnten nur äußerst wenige, welche dem Allgewaltigen nicht einen vollen Sieg zugetraut hätten. Die Erfolge von 1809—1811 waren zu ungeheuer, als daß man nicht hätte erwarten sollen, durch diesen Krieg werde Napoleon eine „Weltmonarchie“, der römischen ähnlich, gründen. Dieses Wort „Weltmonarchie“ habe ich dazumal zuerst gehört und ich erinnere mich noch recht wohl, wie ich darüber, mit tiefem Grauen, nachgesonnen habe. Der Hohn und Übermut der „Franzosen“ (so nannte man kurzweg die Diener der öffentlichen Meinung jener Zeit) kannte seit 1811 keine Grenzen mehr. . . . Von uns Deutschgesinnten hieß es: „Was wollt ihr kleines, elendes, ohnmächtige Häufchen? Euch hilft euer Gott doch nicht, denn Gott ist nur mit dem großen Napoleon“; und: „Der große Napoleon ist von Gott gesendet, um die russische Barbarei von Grund aus zu zerstören, und von aller Barbarei uns auf ewig zu erlösen“; das sind die eigenen Worte zweier namhafter Personen, deren ich mich sehr wohl erinnere; die zweite dieser Phrasen hat auch auf der Kanzel einer Stadtkirche paradiert. Die „Barbarei“, von der uns Napoleon erlösen sollte, war ich jedoch in meinem elfjährigen Kopf eigensinnig genug, nicht bei den Russen, sondern bei den Franzosen, oder näher bei unsern Westfalen zu suchen, und dazu bedurfte es in der Tat nur der Einsicht eines elfjährigen Knaben.

Vor dem Auszug nach Rußland lag in den Umdörfern das sechste westfälische Infanterieregiment in Kantonierung (= Einquartierung); nun rückten fast Abend um Abend, sonntags aber schon gegen zwölf Uhr mittags ganze Kompanien dieser Weißbröcke in unser Dorf ein, und nun folgten Szenen der wüstesten Völlerei, der rohesten Schlägerei und der schamlosesten Unzucht, wie sie bis dahin noch nicht erhört waren und für unmöglich gehalten werden mußten. Erst als zwei Kompanien sich eine förmliche Schlacht lieferten, so daß die Blutlachen in den Dorfwegen standen, hörten diese großartigen Besuche auf und wurden nur in kleinerem Maßstabe fortgesetzt, aber die Sitten unseres Dorfes waren und blieben vergiftet. Eine Trümmer der damals in unserem bis dahin stillen Dorfe Vergifteten habe ich zweiundvierzig Jahre später in Kassel wieder angetroffen, in einem Elend, das jeder Beschreibung spottet.

Nur dreier ganz entschieden Ungläubiger an den „Stern“ Napoleons weiß ich mich aus jeder Zeit zu erinnern. Die erste war eine alte Frau, welche mit unerschütterlicher Festigkeit an die Weissagung der „Männer von Borschel“²⁸, daß der Kurfürst nach sieben Jahren wiederkommen werde, glaubte. Leider habe ich die Namen dieser höchst merkwürdigen Divinatoren (= Seher) oder weltlichen Propheten nicht mehr genau im Gedächtnis, so deutlich mir auch ihre Personen noch erinnerlich sind! aber es verdienten ihre Namen der Vergessenheit entrissen zu werden. Auch mir stand der Glaube an diese Prophezeiung fest, wenn man mir gleich denselben auszureden bemüht war. (Daß diese Weis-

sagung eben so genau eingetroffen ist, wie die frühere derselben „Propheten von Altenburschla“, daß der Kurfürst werde vertrieben werden, eingetroffen war, ist bekannt). Der andere Ungläubige war ein frommer Mann in einem Nachbardorfe, über dessen Pedanterie wir Kinder zwar zuweilen spotteten, der mir aber dadurch mächtig imponierte, daß er während jeden Gewitters mit dem unverkennbaren Ausdruck der tiefsten Andacht betete, bis der letzte Donner verhallt war. Dieser suchte, wie gar manche jener Zeit, den Namen Napoleon in der Offenbarung S. Johannis (9,11: Apollyon), und war, gerade als der Krieg mit Rußland begann, unüberwindlich überzeugt, daß die Herrschaft Napoleons nur noch nach Monaten zu berechnen sei. Der dritte Ungläubige war ein ehemaliger Oberst, welcher dabei blieb: „Wenn der Napoleon nach Rußland geht, so holt ihn der Teufel“, und den auch die Siege bei Smolensk und an der Moskwa nicht irre machten.

Von den Heereszügen, welche sich nach dem Osten hin bewegten, bekam unser Dorf selbst nichts zu sehen, destomehr aber zu hören von der Zahl, der Kriegstüchtigkeit und dem herrlichen Aussehen der Regimenter, welche in unserer Nähe Tag für Tag vorüberzogen, und das Wenige, was ich davon zu sehen bekam, machte, verbunden mit jenen Erzählungen, einen großen Eindruck auf mich, dem ich mich wohl sogar würde hingegeben haben, wenn nicht jene drei Unerschütterlichen gewesen wären.

Die ersten Zweifel an dem glücklichen Erfolg des Napoleonischen Feldzuges erregte selbst bei den „Franzosen“ im Dorf ein zur Ausbildung der Rekruten zu dem Cadre (= Stammtruppenort) irgend eines Regiments aus Rußland zurückgeschickter, aus dem Dorfe gebürtiger Sergeant-Major (= Schreibstuben-Unteroffizier), dessen Erscheinen das größte Aufsehen machte, und welcher acht Tage lang der wahre Dorflöwe des Tages war. Dieser meinte zwar, es stehe alles ganz vortrefflich, „aber vor dem Winter sei ihm bange“. Die „Franzosen“ duldeten jedoch nicht, daß diese Besorgnis weiter ausgesprochen wurde, aber sie haftete, und so kamen die Schrecknisse des Winters 1812—1813 und der „großen Retirade (= Rückzug)“ selbst uns in unserem Winkel nicht ganz unerwartet.

Einzelnen meldeten sich diese Schrecken schon seit dem Ende des Oktober: die Schlacht bei Smolensk, noch mehr die Schlacht an der Moskwa, die wir mit einem Tedeum (= Lobgesang) feiern mußten, hatten mehrere junge Leute aus dem Dorfe und aus der Nachbarschaft, zwei derselben in gräßlicher Weise, dahingerafft, und die Angehörigen derselben, von denen mehrere zu den „Franzosen“ gehört hatten, wurden nun zu Franzosenfeinden, wie das schon früher hinsichtlich derjenigen geschehen war, deren Söhne in Spanien umgekommen waren. . . . Aber noch stand Napoleons „Stern“ hoch, und es wurde gefährlich, nur das Geringste über die Zustände in Rußland laut werden zu lassen. Es sah in der Tat so aus, wie später (1814) es eine landläufige Redensart wurde: „Napoleon mache aus Deutschland ein großes Zuchthaus“.

Da erreichte endlich auch uns, aber erst gegen Ende des November, die Nachricht von dem Brande in Moskau. Das war ein elektrischer Schlag, wie ich nachher in meinem Lande keinen wieder empfunden habe. Aber die „Franzosen“ schimpften über die „Barbarei“ und — geantwortet durfte ihnen nicht werden; ja, ich wurde eigens angewiesen, ja nicht von dem Brande von Moskau zu sprechen.

Auf Christtag 1812 kam die Nachricht von dem Übergang über die Beresina, und von dem an wurde der Druck des Schweigens um ein Bedeutendes gelüftet. Die Hoffnungen stiegen, und der Oberst freute sich unter den herzlichsten Flüchen, daß sein Teufel sich gerechtfertigt hatte.

Mit den letzten Tagen des Jahres 1812 und den ersten von 1813 mehrten sich für uns und unsere nächste Umgebung traurige Nachrichten: aus den uns zunächst befreundeten Familien war der eine im Hospital verlassen und einsam am Nervenfieber gestorben, zwei andere waren auf der Brücke über die Beresina verschwunden — der eine, wie mir später erst von der Schwester erzählt wurde, mit dem Rufe: „Lieber Kamerad, hilf mir! nimm mich mit!“ Ein Vierter und Fünfter war erfroren und verschmachtet am Wege liegen geblieben; von einem Sechsten vernahmen wir sogar, daß er auf sein flehentliches Bitten von vorübergehenden Kameraden war erschossen worden. Von den zweiundzwanzig jungen Männern, welche aus dem Dorfe und der nächsten Nachbarschaft und Bekanntschaft nach Rußland gezogen waren, kamen nur zwei zurück: jener Sergeant-majeur, welcher später seine stolze Dorf-Löwengestalt in die eines bescheidenen kurfürstlich hessischen Gefangenenerwärters umkleidete, und ein simple soldat (= Gemeiner), welcher zwei Jahre lang für tot galt und erst im Jahre 1815 wie von den Toten auferstehend zurückkam, freilich als halbe Leiche: er kam eben nur zurück, um in der Heimat zu sterben.

Am 1. Januar 1813 kamen bei uns die Zeitungen an, welche das 29. Bulletin (= amtlicher Bericht) der großen Armee enthielten. Von der gänzlichen Auflösung der großen Armee, von dem kläglichen Zustande, in welchem deren Trümmer in unserer Nähe (Berka und Vacha) vorbeigezogen waren, und von der Eile Napoleons, die er eben in diesen Städten gezeigt hatte, so daß das Ganze als eine regellose, wilde Flucht erschien, hatten wir zwar schon zur Genüge gehört; jenes Bulletin aber drückte erst, wenigstens für mich, das Siegel auf alles, was wir gehört hatten. Ich buchstabierte es von Wort zu Wort durch, übersetzte es den Leuten im Dorfe, welche in unser Haus kamen, und ruhte nicht, bis ich auf einer Karte den Ort Molodetschno (= nordwestlich von Minsk) fand, von wo aus es (3. Dezember 1812) datiert war — der Name war mir eine ganz ungeweine Merkwürdigkeit und ist es noch. Den größten Eindruck machte das Eingeständnis, daß die Armee ohne Disziplin sei, durch welche auch die wütendsten Franzosenfreunde zum Verstummen gebracht wurden. Außerdem aber wurden durch dieses Bulletin viele, welche bis daher noch den französischen Prahlerien und offiziellen Lügen geglaubt hatten, von der organisierten Lügnerie des Franzosentums handgreiflich überzeugt: daß vom 7. bis zum 14. November in einer Kälte von 16 bis 18 Grad in jeder Nacht die Pferde nicht bei Hunderten sondern zu Tausenden umgekommen seien, das erzählte das Bulletin; von den fast hunderttausend Menschen aber, welche zu gleicher Zeit umgekommen waren, nicht ein Wort. Es wurde das gar kläglich verhüllt und vertuscht, es wurde sogar eine lächerliche Erzählung von angeblichen Siegen über die Russen bei Borissow eingemischt, wir aber hatten den unleugbaren Gegenbeweis leider in Händen und vor Augen. Widerwille aber und tiefste Verachtung erregten die Schlußworte des Bulletins; es schloß nach der Aufführung aller Verluste und im Angesicht des namlosen, des wahrhaft gräßlichen Elends, in welchem Tausende und aber Tausende untergegangen waren, mit den Worten: *La santé de Sa Ma-*

jesté n'a jamais été meilleure (= Die Gesundheit Ihrer Majestät ist niemals besser gewesen).

Die eingreifendste und allgemeinste Wirkung dieser Ereignisse war die, daß die Überzeugung wie ein Blitz durch alle Herzen fuhr und das Bekanntnis von allen Lippen sprang: Das hat Gott getan! . . .

In der zweiten Hälfte des Februar 1813 gelangten zu uns die Nachrichten von der Erhebung Preußens gegen Napoleon, aber wie? Diejenigen Zeitungen, welche zu uns gelangen durften, standen unter französischem Kommando und wagten nicht ein Wort von dem, was in Preußen geschah, zu sagen, oder sie stellten das Geschehene als eine Albernheit und ohnmächtige Nichtigkeit, zugleich als Treubruch dar. Da fing nun die Kommunikation der Treuen in unserem Lande mit den Treuen in Preußen auf Privatwegen an, welche freilich schon seit 1809, aber doch nur sehr vereinzelt, bestanden hatte, jetzt aber, zum Teil unter Vermittlung des damals sehr bekannten „schwarzen Becker“, des „Berliner Müller“ und anderer organisiert wurde. . . . Wir erfuhren durch diese teils zwar schriftliche, teils aber auch mündliche Kommunikation den Stand der Dinge in Preußen sehr genau. Auf mich machte die Losung, welche damals ausgegeben wurde: „Mit Gott für König und Vaterland“ einen gewaltigen Eindruck, der mir noch heute vollständig gegenwärtig ist und an dem ich übrigens heute noch festhalte: es war der Eindruck in erster Stelle ein entschieden religiöser, und noch heute trenne ich mich nicht von der Bezeichnung: „Es ist ein heiliger Krieg, in den wir ziehen“, welche ich damals aus dem Munde eines Beteiligten zuerst vernahm. . . . Wir in unserem Winkel, und zumal wir Knaben, träumten nun schon von einer völligen Vernichtung Napoleons und von dem alsbaldigen Auffliegen des Königreichs Westfalen; eine Zeitlang wartete ich täglich darauf, es würden die Russen und Preußen kommen, und hielt es für gänzlich unmöglich, daß Napoleon wieder eine Armee auf die Beine bringen könne. Die Enttäuschung, die wir damals erfuhren, war bitter. Das Königreich Westfalen blieb nicht allein stehen, sondern es gingen dessen Behörden alsbald wieder an die Konskription, welcher sogar einige von denen verfielen, mit denen ich noch Gespiele gewesen war, und von denen gerade der Nächststehende auf den Wällen von Torgau geblieben ist. Ja es wurde zu den acht Linienregimentern noch ein neuntes und zu den vier Bataillonen leichter Infanterie ein fünftes errichtet. Napoleon war nicht nur nicht vernichtet, und die Russen und Preußen kamen nicht nur nicht, sondern es zog in unserer allernächsten Nähe ein französisches Regiment nach dem andern — manche freilich aus Knaben bestehend, die nicht älter als ich war, schienen und jedenfalls bei weitem kleiner, auch wohl schwächer waren als ich — nach Osten hin, nach Sachsen zu. Und die „Franzosen“ erhoben wieder die schon gebeugten Häupter und wurden wieder frech wie die Spatzen.

Neue Hoffnungen regten sich sehr bald, angefacht durch die zuversichtlichen Erwartungen, welche von den Erfolgen der verbündeten Heere durch die geheimen Privatbotschaften uns zugetragen wurden, und vollends lebendig wurden diese Hoffnungen, als wir von dem gelungenen Überfall, welchen das Helwig'sche Korps²⁹ über eine Eskadron (= Schwadron) unseres westfälischen zweiten Husarenregiments in Wanfried ausgeführt hatte, Augenzeugen erzählen hörten. So nahe also waren uns die Verbündeten! Nun konnte es ja am Siege unmöglich fehlen!

Das waren die Gedanken nicht bloß etwa der Knaben, und alles um uns her war freudig erregt — so, wie man es sich jetzt gar nicht mehr vorstellen kann. Mir gefiel besonders mit recht scharfer Schadenfreude, daß die Helwig'schen Husaren auf die Westfalen mit dem Rufe „Jenal Jenal!“ eingehauen hätten. Noch waren die Herzen von diesem Siege — denn so sahen wir in unserer Abgelegenheit die Sache immerhin an — voll und bewegt, da kam an einem schönen hellen Sonntagmorgen ein benachbarter Jäger, welcher sich zu einem in unserem Dorfe an dem Tage vorzunehmenden Scheibenschießen begeben wollte, mit der Nachricht, er habe auf der nahen Anhöhe fernen Kanonendonner gehört. . . . Es war der 2. Mai 1813, und der hatte die Kanonen der Schlacht bei Großgörschen gehört. Die Freude, welche ich an diesem Tage empfunden, zittert noch heute in mir nach — und daß die Schlacht siegreich für uns gewesen sein müsse, war mir unzweifelhaft. Am nächsten Tage kamen dann auch Haufen Versprengter, wiederholt zu zehn bis zwanzig Mann durch das Dorf — Badener und Württemberger — welche die Schlacht als für die Franzosen völlig verloren, das Heer gleich ihnen auf der Flucht befindlich darstellten. Nun wurde gejubelt bis zum nächsten Montag. Da erschien das große Plakat, angeschlagen an der Mairie (= Bürgermeisteramt), am Schulhause, an der Wohnung des Maire-Adjoint (= stellvertretender Bürgermeister) und wo sonst noch, deutsch und französisch, worin der vollständige Sieg des großen Kaisers der Franzosen über die vereinigten Heere der Russen und Preußen mit den tönendsten Redensarten verkündigt wurde. Gleich darauf kam der Befehl, den Sieg durch ein Tedeum zu feiern, wie das im vorigen Jahr schon zweimal geschehen war, abgesehen davon, daß an jedem Geburtstage des Königs ein Tedeum hatte gesungen werden müssen. Das war fast zuviel. Ein Pfarrer in der Nachbarschaft, . . . machte es aber mit dem Tedeum so. Er ließ am nächsten Sonntag sein Lied singen wie sonst und hielt seine Predigt wie sonst, als wäre gar nichts vorgefallen und nichts befohlen. Nachdem er aber den Segen gesprochen hatte und als die Kirchgänger sich schon zum Ausgange anschickten, sagte er: „Es ist befohlen worden, daß wieder einmal ein Tedeum soll gesungen werden für einen Sieg, den die Franzosen bei Lützen (= Großgörschen), welches bei Leipzig liegt, erfochten haben wollen. Da nun aber schon so gar oft Tedeums sind gesungen worden, so habe ich diesmal die Anordnung getroffen, daß zur besonderen Verherrlichung dieses Sieges, welchen die Franzosen erfochten haben wollen, der Schulmeister das Tedeum solo vor der Kantoire (= Orgelempore) singen soll.“ Das geschah; der Schulmeister hatte aber eine Stimme wie ein Frosch. Es soll nicht eben gerühmt werden, was der Pfarrer tat, aber so sah es damals aus. Übrigens geschah dem Pfarrer nichts Übles; er war, obgleich als einer der heftigsten Franzosenfeinde bekannt, der überall laut räsonnierte und der Napoleon nie anders nannte als die „Klapperschlange“, immer unangefochten geblieben und blieb es. — Durch unsere Privatbotschaften wurden wir zwar über den Ausfall der Schlacht etwas getröstet, aber es war doch eine Niederlage, und der Rückzug bis nach Bautzen und die abermalige Niederlage bei Bautzen tat wehe, sehr wehe. . . .

Am Morgen des 28. September, als eben die Sonne einen dichten Herbstnebel bekämpft hatte und den herrlichen Herbsttag verkündigte, hieß es mit einem Male: Die Russen sind in Eschwege und schon in Waldkappel! Eine Frau aus dem Dorfe, welche ein Geschäft am Tribunal (= Gericht) zu Eschwege hatte, war dorthin gegangen, sieht die Kosaken auf den

Straßen von Eschwege gelagert und kehrt augenblicklich, ohne ihr Geschäft zu besorgen, ja ohne nur niederzusetzen, um und geht oder läuft vielmehr die sieben Wegstunden von Eschwege in der Nacht zurück, um die Erste zu sein, welche die Freudenkunde in die Heimat brachte. Allgemeine mächtige Erregung; wer irgend abkommen konnte, „machte geschwind auf Waldkappel“, um die Kosaken zu sehen, was auch mehreren gelang; andere kamen zu spät und eilten nun den Russen nach bis Walburg oder auf den Kalten Heister (Friedrichsbrück) (= bei Hess. Lichtenau) und einzelne gingen hinterdrein bis Helsa, ja bis Kassel. Letztere brachten dann auch die Nachricht von der Flucht Königs Jerome mit, und als am Sonntag den 3. Oktober die Proklamation des Generals Tschernitschew³⁰ an uns gelangte, „daß das Königreich Westfalen aufgehört habe, zu sein“, wurde augenblicklich die Dorfmusik herbeigeholt, und die ganze Gemeinde, Männer und Weiber, Jung und Alt, hielt unter Vorantritt der Musik einen stundenlangen, jubelnden Umzug durch das Dorf. Freilich war an eben dem Tage Tschernitschew mit seinem Korps von Kassel wieder abgezogen, und der hinkende Bote kam nach, so daß die „Franzosen“ noch einmal, aber zum letztenmal, und doch nicht so ganz getrosten Mutes die Häupter erhoben; indes stand es von jetzt an unerschütterlich fest bei uns: es kann nun nicht lange mehr dauern. . . .

Die Freude des 3. Oktober hielt bei uns noch einige Tage vor, und die Dorfpoesie und Dorfmalerei verstiegen sich sogar so weit, daß Spottreime und Spottbilder auf die französisch Gesinnten an den Ecken angeschlagen wurden — die neue Zeit zog selbst in unsern Winkel ein, denn Anschläge solcher Art hatte es dort gewiß nicht gegeben, seitdem das Dorf stand. Aber der Umschlag trat gleich am folgenden Tage ein: die Franzosen waren uns näher, als wir gedacht hatten. In dem dichten Nebel, welcher in jenen Tagen über der Gegend lag, wurden die unbesorgt ihres Weges Dahinziehenden plötzlich von dem grimmigen „Qu! vive!“ Wer da! kaum eine Viertelstunde vom Dorfe, angebrüllt und von französischen Kavalleristen angesprengt. General Allix³¹ war in Rotenburg und seine Vedetten (= Reiter-Vorposten) über eine Stunde weit nach Osten vorgeschoben, von woher er wohl einen zweiten Kosakeneinfall befürchten mochte. Ja, sie waren wieder da, die Franzosen, oder sie waren vielmehr noch da, und die durch jene Spottgedichte Betroffenen und in der Tat nicht übel Getroffenen droheten mit Einstecken und Totschießen. Die Stelle der Spottschriften nahmen einige Tage später die drohenden Proklamationen des Generals Allix ein, und je lebhafter die Freude gewesen war, desto größer wurde nun bei vielen, auch bei solchen, welche bisher ganz fest gewesen waren, die Entmutigung: es müsse doch auf dem Kriegsschauplatz sehr übel aussehen, sonst sei das alles nicht möglich. Wir in unserem engeren Kreise wurden jedoch, etwa am 12. oder 13. Oktober, durch eine jener geschriebenen Zeitungen beruhigt und ermutigt, indem diese außer mehreren Einzelheiten, deren ich mich nicht mehr erinnere, die Versicherung enthielt, daß es noch nie so gut gestanden habe wie jetzt, und die Nachricht mitteilte, daß es ohne Zweifel in der Mitte des Monats zu einer großen Entscheidung in der Gegend von Leipzig kommen werde. Deshalb machte dann die Rückkehr des Königs Hieronymus (= Jérôme) keinen sonderlichen Eindruck auf uns; im Gegenteil erwachte jetzt in mir und meinen Genossen die brennendste Begierde, an dem Kampfe teilnehmen zu können, und es ist mir eine, zum Teil lächerliche freilich, zum Teil aber auch sehr ernste und wehmütige Erinnerung, daß wir halb erwachsenen Knaben, so oft es anging,

eben in den Tagen der erwarteten und wirklich eingetretenen Entscheidung, auf den abgeernteten öden Feldern mit Schlüsselbüchsen³² und alten Taschenpistolen in größter Erbitterung auf die eingebildeten Franzosen uns gegenüber unablässig feuerten; — in uns lebte ein Teil der wahren und hohen Begeisterung jener Zeit, jene Genossen aber liegen sämtlich längst im Grabe. Infolge jener Nachricht wurde denn auch gerade an den Schlachttagen, am 16., 17., 18. Oktober, und noch nachher, besonders am 20. auf das Angestrengteste gelauscht, ob wir nicht wie am 2. Mai Kanonendonner vernehmen könnten, indes vergeblich — regnige Witterung und Westwind ließen den Schall nicht einmal zu dem sehr scharfen Ohre des Försters im Orte, welcher täglich auf das Horchen ausging, gelangen.

Sonnabends, den 23. wurden wir noch durch die Nachricht erschreckt, es habe am 16. eine große Schlacht bei Leipzig stattgefunden, die Verbündeten aber seien in derselben gänzlich geschlagen worden, zögen sich bereits auf die Oder zurück und Napoleon mit seinem Heere werde jetzt schon in Dresden sein; französische Kuriere, welche durch Vacha gekommen, hatten dies erzählt. Ein alter Bauer, dem ich dies, wie ich es soeben gehört hatte, wieder erzählte, antwortete jedoch kurz und trocken: „Es ist ja so viel gebetet worden, daß wir die Franzosen los werden, der liebe Gott wird uns gewiß nicht verlassen“. Das war der richtige Ausdruck der Gesinnung, von welcher die ganze Begeisterung des Jahres 1813 getragen wurde und durch welche allein wir gesiegt haben. Die Pfefferkrämer unserer Neuzeit wissen nichts anderes von 1813 und der Schlacht bei Leipzig, als daß Napoleon von der Übermacht der Verbündeten sei erdrückt worden, und dazu habe die Begeisterung nichts getan. . . .

So kamen denn auch schon Sonntag, den 24., abends und Montag früh zwei Nachrichten zuverlässiger Art, daß starke Abteilungen der französischen Armee in Eisenach und Berka eingetroffen seien, offenbar auf der Flucht, und daß Napoleon selbst stündlich erwartet werde; er sei total geschlagen. Daß die Schlacht von solchen Erfolgen begleitet werde, schien auch den Zuversichtlichsten unter uns nicht wahrscheinlich; namentlich hielten die ehemaligen Offiziere diese Nachricht für unglaublich: wenn sie wahr sei, so sei etwas ganz Unerhörtes geschehen.

Das Unerhörte war geschehen. Mittwoch, den 27. Oktober, an einem warmen, wolkenleeren Spätherbsttage, wurden wir mit Tagesanbruch durch Kanonendonner geweckt, von welchem die Fenster zitterten. „Was ist das? Eine Schlacht in unserer Nähe?“ Die Unkunde ließ uns allesamt, Junge und Alte, letzteres glauben. Der Schall kam von der Gegend von Berka her. Ein Weg, den ich am Vormittage nach einem einsam und nicht allzuweit von Berka gelegenen Gehöfte zu machen hatte — zugleich mit dem Auftrage, mich möglichst genau zu erkundigen —, brachte mich dem Geschützdonner immer näher, so daß ich die Erde meinte erbeben zu fühlen. Alles war in jener Gegend in der größten Angst, eben auch vor einem Treffen und vor dem allerdings nicht ganz unmöglichen Abbrechen der Franzosen von der Hauptstraße³³ und ihrem Einbiegen in die hier vorüberführende Bergwerks-Nebenstraße³⁴. Alles packte die wertvollen Sachen ein, trug sie in den Wald und vergrub sie in den Kellern. Der Bewohner jenes Gehöftes schickte einen zuverlässigen Mann auf genauere Kundschaft nach einer Höhe aus, von wo man Aussicht auf die

Umgegend von Berka hatte, und von hier aus war nun deutlich zu erkennen, daß hier von keiner Schlacht, sondern von der Verfolgung der französischen Armee die Rede sei; auch überzeugte man sich, daß nicht, wie gesagt worden war, Berka in Flammen stehe. (Wohl aber wurde an diesem Tage der Marktflecken Buttlar zwischen Vacha und Fulda eingäschert.) Aus Berka sah man lange Kolonnen ausziehen, von einem etwas entfernten Berg aber deutlich den Dampf der auf die Fliehenden abgefeuerten (russischen) Batterie aufsteigen, und unser Führer wollte sogar die Wirkung der Geschützsalven auf die französischen Kolonnen erkennen. Zugleich beruhigte man sich über das gefürchtete Her einbrechen der französischen Armee in unsere Gegend. Versprengte aber, welche Gewehr und Tornister abwarfen, Reiter, welche ihre gestürzten Pferde liegen ließen und die Säbel von sich schleuderten, sämtlich aber so eilig liefen, als seien die Kosaken schon dicht hinter ihnen, zeigten sich in ganz geringer Entfernung in großer Anzahl. Auf dem Rückwege wurden wir noch von einem im Galopp fahrenden Wagen eingeholt, welcher indes zu unserer Verwunderung alsbald in einen wenig gebahnten Waldweg einbog. Es soll derselbe eine französische Kriegskasse enthalten haben, welche damals dort am Waldrande vergraben und sechs Jahre später von französischen Offizieren aufgesucht, richtig wiedergefunden und ausgegraben worden ist. Unvergeßlich ist mir der Eindruck, welchen der Gegensatz zwischen den Erlebnissen dieses Tages und den Zuständen des Abends desselben auf mich machte. Am Tage überall die höchste Besorgnis, Angst; vor unsern Augen die wildesten Kriegsauftritte, die wir, wenn auch aus bescheidener Entfernung, doch immerhin nahe genug gesehen hatten, um sie mitzuerleben. Und als wir mit dem dunkelnden Abend in unser Dorf zurückkehrten, welches doch kaum über drei Wegstunden von unserer Beobachtungsstelle entfernt war, der tiefste Friede, als gäbe es keinen Krieg und keine Leipziger Retirade in der Welt; in den Stuben brannten die Lichter und in den Scheunen, wo das Kraut ausgeschnitten wurde, die Laternen; Wasser wurde aus dem Brunnen geholt und das Vieh gefüttert wie alle Tage. Der Kanonendonner, das eigentlich Schreckhafte, hatte übrigens seit der Mitte des Nachmittags geschwiegen.

Jene Versprengten zeigten sich von diesem Tage an in großer Anzahl, meist in dem bemitleidenswertesten Zustande, bis in den Dezember hinein; die einen verwundet oder kaum oder gar nicht verbunden, die andern vom Lazarettfieber geschüttelt und wandelnden Leichen in schauerlicher Weise ähnlich, einer auch infolge der ausgestandenen Mühseligkeit und Angst wahnsinnig geworden, und in den Wäldern traf man nicht selten auf Tote, die in nasse und blutige Lumpen gehüllt unter einem Strauche niedergekauert waren oder sich in Laubhaufen verkrochen hatten, und so im tiefsten Elend und einsam, von aller Welt verlassen, in der Waldelnöde eines fremden Landes hatten sterben müssen. Sie wurden da eingescharrt, wo man sie gefunden hatte. Der Herr helfe auch ihnen zu einer fröhlichen Auferstehung.

Mit dem folgenden Tage erschienen dann auch Schwärme von Kosaken, welche die ganze Gegend durchstriefen und Anhöhen mit Leichtigkeit hinauf- und hinabritten, von denen man gemeint hätte, daß kein Pferdehuf sie betreten könne, auch sich auf Waldpfaden ohne alle Mühe zu rechtfinden, deren Richtung kaum die kundigsten Ortsbewohner völlig sicher waren. Es gab Tage, an welchen sozusagen aus jedem Busche

der unwegsamsten Wälder ein Kosak herauskam, so daß die Leute bei uns steif und fest behaupteten, „die Kerle könnten hexen“. Auch galt es als ziemlich für ausgemacht, daß sie, oder wenigstens die Baschkiren und Kalmücken, kleine Kinder auffräßten — zu einer Art Vergeltung für die Hessen, von denen in Amerika im Jahre 1778 dasselbe war geglaubt worden. Wo man aus Furcht vor ihnen Tür und Tor verschloß, da brauchten sie freilich Gewalt, weil sie hinter den verschlossenen Toren versteckte Franzosen vermuteten. Der Schreiber dieser Zeilen traf eben die ersten Kosaken, die er sah, bei einer solchen Expedition gegen einen abgesondert liegenden Ökonomiehof (= Gutshof); als er dem diesen fest verschlossen und verbarrikadierten Hof beobachtenden Kosakenpikett (= Vorposten) ins Gesicht kam, ritten sofort zwei Mann im Galopp auf ihn zu, und er hatte das Geschick, die längst ersehnte Freude der Bekanntschaft mit Kosaken dadurch zu genießen, daß sie — ihn gefangen nahmen; es hieß: Kamerad pascholl und der Desätski (Unteroffizier) neben ihm, ein gemeiner Kosak mit eingelegter Lanze hinter ihm reitend, wurde er in die Mitte des Piketts geführt, aber doch bald, sogar mit Anbietung eines Schluckes Wodka wieder freigelassen. Die ersten Kosaken, welche, am Tage nach dieser Expedition, in unser Dorf kamen, wurden übrigens mit ungeheurem Jubel empfangen: das ganze Dorf war auf den Beinen, mit Musik wurden sie herumgeführt, schließlich ins Wirtshaus geleitet und hier mit Wodka förmlich zugedeckt: sie verschlangen das „Wässerchen“ mit unerschütterlicher Ruhe in kaum glaublichen Quantitäten, ließen übrigens Gänse und Pferde in Ruhe. Nicht so die später kommenden, welche die Gänse mit großem Geschick von der Straße weg aufspießten und einem Ökonomen (= Landwirt) zwei Pferde vom Pflug am Acker wegholten. Nachher verkauften sie dann die geraubten Pferde für eine Kleinigkeit; so brachte ein Bauer von einer Kriegsfuhr aus Mengshausen (= bei Niederaula) zwei prächtige Schimmel mit, die er dort einem Kosaken, den einen für zwei, den anderen gar nur für einen Laubtaler (= Federtaler = 2 Gulden 42 Kreuzer), abgekauft hatte.

Am 30. Oktober kam der Kurprinz ³⁴⁸ nach Kassel zurück, und seine, etliche Tage später erscheinende Proklamation brachte die tiefste Bewegung hervor; ich habe gesehen, daß scheinbar ganz starren und stumpfen Dorfbewohnern bei dem Vorlesen des Eingangs derselben: „Hessen! Mit eurem Namen nenne ich euch wieder“ die Tränen in die Augen traten. In der Tat war auch seit 1809 das als unerträglich am allgemeinsten, bis in die untersten Schichten, und am tiefsten empfunden worden, daß wir nicht mehr Hessen sein durften, sondern Westfalen heißen sollten. Als am 20. November der Kurfürst in Waldkappel übernachtete, um am 21. in Kassel einzuziehen, kannte der Jubel keine Grenzen mehr. . . .

(Str.) Wer dies nicht miterlebt hat, so wie zu Ostern 1814 die Einnahme von Paris und 1815 die Schlacht von Belle-Alliance (= Waterloo), der kann sich von dem allgemeinen freudigen Zittern der Herzen und von dem tiefen Dankgefühl gegen den lebendigen Gott, welches auf allen Lippen schwebte, nur schwer eine schwache Vorstellung machen. — Aber es hatte die menschliche Seite dieser großartigen Aufregung auch ihre Gefahren: die Jugend, die in so früher Lebenszeit so Großes erlebt hatte, meinte, es müsse nun fortwährend Großes und Ungemeines in der politischen Welt vorgehen, und da dies weder geschah noch geschehen konnte, so schlug die Aufregung in Mißmut, Unzufriedenheit und Unruhe um. Einen Bruchteil davon, wenngleich nur einen verhältnismäßig geringen, habe ich an mir selbst erlebt; meine nüchtern-prosaische Natur be-

durfte es nur einige Wochen lang recht mitten in die exaltierten (= über-
spannten) Weltverbesserer-Kreise von 1817 bis 1820 hineingestellt zu
werden, um sich von diesen Dingen mit Widerwillen, und als man 1819
den bekannten Rektor Weidig³⁵ von Butzbach herbeiholte, um uns kur-
hessischen Hartköpfen die Unverbindlichkeit der Eide plausibel zu ma-
chen, mit Ekel und Entsetzen abzuwenden.

Das ist der Boden, aus dem ich hervorgewachsen bin, und damit ist
streng genommen die Biographie als solche abgeschlossen, alles Folgen-
de gehört ganz oder doch mehr der Aufzeichnung von Denkwürdigkeiten
an, die hier nicht gegeben werden kann. Nur zur Vermittlung dieser maß-
gebenden Jugendzeit mit dem Mannesalter mögen aus den Jünglings-
jahren noch einige Bemerkungen folgen: Das Gymnasium zu Hersfeld
habe ich 1816—1818, die Universität Marburg 1818—1820 besucht. Ich
müßte sehr undankbar sein, wenn ich nicht auf das bestimmteste aner-
kennen wollte, daß mir das Gymnasium zu Hersfeld sehr nützlich gewe-
sen sei, so viel auch an der Einrichtung der Anstalt und an der Lehr-
weise ausgesetzt werden konnte. Bei dem wohlwollenden schwachen
Rektor Faber war zwar schlechterdings nichts zu lernen, und im Reli-
gionsunterricht wirkte er, zum Teil unabsichtlich, zerstörerisch, Latei-
nisch schreiben aber lernte man bei Schuppius sehr gut und bei Kraus-
haar ein strenges, wenn auch pedantisches Denken. Als später Piderit
und Münscher als Lehrer eintraten, bekam ich sogar einen gewissen Ge-
schmack für die Philologie. Ähnliches muß ich von meinem Universitäts-
aufenthalte sagen. Die Philologie, die ich neben der Theologie zu betrei-
ben gedachte, schreckte mich zwar in den Personen der Professoren
Wagner und Börsch zurück — was diese lehrten hatte ich von Münscher
auch, und weit besser gelernt. Die Theologie aber zog mich an, und zwar
in der Gestalt, in welcher gelehrt ward: des Supernaturalismus (= Glau-
be an Übernatürliches) und des supernaturalen Rationalismus³⁶. Alte
neologische (= hier: Neuerungen betreffend), namentlich aber hersfeld-
ische Reminiszenzen (= Erinnerungen) wachten auf und sahen sich
durch das, was ich jetzt hörte, nur weiter gefördert. Zimmermanns³⁷
Weise war freilich kleinlich, oft kindisch und lächerlich, durchweg theo-
logisch unverständlich und inkonsequent, für mich aber einstweilen konse-
quent genug; als ein naher Bekannter von mir . . . sich mit großer Em-
phase (= Nachdruck) für Justi erklärte, welcher alle Wunder verwerfe,
schrak ich davor noch zurück, und eigentliche Frivolitäten (= Leichtfertig-
keiten in Glaubensdingen), welche damals auf den theologischen Kathedern
anderer Universitäten Mode waren, kamen in Marburg durchaus nicht
vor. Es war eine recht eigentliche Ja- und Nein-Theologie in Marburg am
Regiment. Dabei muß ich indes erwähnen, daß der ehrwürdige Primarius
(= Erster Professor) Arnoldi, sonst ein Supernaturalist, mir durch eine
einzige Äußerung den Stachel in das Herz gesetzt hat, welcher fast zehn
Jahre später ebenso die wohlthätige tödliche Verwundung meines natür-
lichen Herzens, wie dessen göttliche Heilung herbeigeführt hat. „Die all-
gemeine und totale Sündhaftigkeit der Menschen“, sagte er mitten unter
ganz supernaturalistischen Äußerungen, „ist keine Lehre der Vernunft
und dieser niemals zu entdecken; sie ist eine Lehre, welche eigens der
göttlichen Offenbarung zugehört und von dieser gelernt werden muß“. Vorerst
aber ging ich den rationalistischen Weg weiter, wenngleich meine
einsichtigen juristischen Freunde mich verlachten und — wie mir einer
der besten derselben später gesagt hat — gering schätzten, daß ich das
„dumme Zeug“ Zimmermann's so treulich nachschrieb und eifrig lernte.

Ich habe es nicht zu bereuen gehabt; ich lernte mit der pünktlichsten Genauigkeit, was an diesem elsterfarbigen (= schwarzweißmalenden) Rationalismus zu finden war: der leibhaftige Zweifel, und ehe dies nicht gelernt war, gab es damals weder Fortschritt noch Rettung; der Fortschritt konnte jedoch damals und kann noch jetzt nur ein Fortschritt aus dem Ja und Nein in das entschiedene Nein sein. Der Zweifel aber war mir seit meiner frühen Kindheit unaussprechlich widerlich. Schon am Ende meines akademischen Lebens (= Studiums) sah ich ein, daß von diesem schalen Rationalismus aus ein weiterer Schritt für einen denkenden Kopf unvermeidlich war, und alsbald nach der Universitätszeit tat ich diesen, und einen zweiten und dritten Schritt mit unerschrockener Konsequenz, bis ich bei dem völligen Nichts anlangte, und nunmehr die Universitätsweisheit, freilich aus einem andern Standpunkte als jene juristischen Freunde, auf das gründlichste als Albernheiten verachten lernte. Aus dem boden- und trostlosen Nichts aber habe nicht ich selbst mich, sondern hat Christus der Herr mich emporgehoben; indes vergingen darüber sechs und bis zu meiner völligen Umwandlung im ganzen fast neun Jahre seit der Universitätszeit. Die ohnmächtige Fries-de Wette'sche Theologie³⁸ hat mir nichts anhaben können, ich habe sie zu überwinden nicht nötig gehabt; ganz am Ende des eben bemerkten Zeitraums aber hatte ich noch Schleiermacher³⁹ zu überwinden, welcher freilich mit dem Eintritt einer gründlichen Bekehrung auch augenblicklich gründlich überwunden ward.

In der eben angegebenen Zwischenzeit hatte ich dem Weltgötzen noch einen andern Tribut abzutragen. Kurz nach den Freiheitskriegen begann die Abhängigkeit der gebildeten Welt von den Zeitungen, und in einen Teil dieser Abhängigkeit ließ auch ich mich herabdrücken, im schärfsten und in der Tat kaum begreiflichen Widerspruch mit meiner Jugendzeit, wo alle Zeitungen in meinen Umgebungen und auch von mir grundsätzlich verachtet wurden. Zudem trat bei uns mit dem Jahre 1822 eine unverständige Bürokratie despotisch auf — ganz und gar französisch, wie das die Bauern richtig herausfühlten; als ihnen die Linden in den Dörfern umgehauen, die schönen Kirchtürme abgebrochen und sonst zahlreiche Polizeiwilkküren verübt wurden, sagten sie: „das ist ja gerade, als wenn wir die Franzosen noch hätten“. Aus diesen und anderen Unzuträglichkeiten jener Zeit herauszukommen, wünschten alle Bessern; unbegreiflich aber scheint es, daß sie und mit ihnen ich, weil abhängig von der Presse, von den Bewegungen des Jahres 1830⁴⁰ diese Befreiung und die Rückkehr zu den ältern bessern Zuständen erwarteten, während doch diese Bewegungen darauf hinausgingen, jene Zustände erst recht zu fixieren. Mir wollte in dieser Hinsicht das Glück wohl: ich kam in die Ständeversammlung des Jahres 1831⁴¹, und der Aufenthalt der ersten sechs Wochen in dieser Versammlung reichte hin, mich auf das vollkommenste und für mein ganzes Leben zu verständigen (= verständig zu machen).

Was die weitem biographischen Notizen äußerlicher Art angeht, so bin ich von 1820—1823 Hauslehrer in Kirchheim und zugleich Assistent meines Vaters⁴² gewesen, zu diesem Zwecke auch am 18. Mai 1821 ordiniert worden. Am 8. Dezember 1824 wurde ich zum Rektor der Stadtschule zu Rotenburg (= wo er Marktplatz 2 wohnte und März 1826 helratete), am 14. März 1827 zum vierten Lehrer und Kollaborator (= Mitarbeiter) am Gymnasium zu Hersfeld und am 19. August 1829 zum drit-

ten Lehrer daselbst ernannt. Im Dezember 1831 ward ich Mitglied der damals bestellten beiden Ministerialkommissionen: der obern Unterrichtskommission und der obern Kirchenkommission; vom Oktober 1832 bis Ende April 1833 war ich Hilfsreferent im Ministerium des Innern, während derselben Zeit (seit 31. Oktober 1832) auch zweiter Lehrer an dem Gymnasium zu Hanau, ohne diese Stelle jemals angetreten zu haben, denn am 16. April 1833 ward ich zum Direktor des Gymnasiums zu Marburg ernannt. Im Dezember 1832 ward mir das Diplom eines Doktors der Philosophie von der philosophischen Fakultät zu Marburg honoris causa (= ehrenhalber) erteilt. Vom Jahr 1836 bis 1850 war ich Mitglied der Schulkommission für Gymnasialangelegenheiten. Am 28. Februar 1850 ward ich zum vortragenden Räte im Ministerium des Innern bestellt, funktionierte außerdem vom Mai 1851 bis dahin 1855 als Sublevant (= Gehilfe) des betagten Generalsuperintendenten Ernst⁴³, erhielt am 23. April 1851 das Ritterkreuz des kurfürstlichen Löwen- (nachher: Wilhelms-) Ordens, war 1852 und 1853 Mitglied der s. g. (= sogenannten) Eisenacher Konferenz⁴⁴ und ward am 27. Oktober 1855 zum ordentlichen Professor der Theologie zu Marburg ernannt. Verheiratet war ich seit dem 28. März 1826 mit Karoline Elisabeth Witttekindt, welche am 27. Februar 1833 in Kassel starb; von unsern vier Kindern sind die beiden ältesten, der eine im einunddreißigsten, der jüngere, Otto Eduard Ferdinand, Gymnasiallehrer zu Hanau, im zweiunddreißigsten Lebensjahr verstorben. Mit meiner zweiten Gattin, Therese Sophie Frederkind, lebe ich seit dem 6. Oktober 1833 in kinderloser Ehe⁴⁵.

Anmerkungen

- 1a Das Solzer Pfarrhaus liegt gegenüber dem alten v. Trottschen Rittersitz und der Kirche
- 1 1776—1783 geschriebene Briefe der Ehefrau des Befehlshabers der braunschweigischen Truppen im amerikanischen Unabhängigkeitskriege, ab 1800 in Berlin erschienen
- 2 Infanteristen unter dem hessischen General Henrich Wilhelm Wutingenau
- 3 Friedrich Wilhelm von S., berühmter preußischer Reitergeneral
- 4 L. südwestlich von Hann. Münden, Sieg des Erbprinzen von Braunschweig über die Sachsen am 23. 7. 1762; Gr., Gefecht vor dem Hofelsmarer Tore am 24. 6. 1762; R. bei Naumburg/Saale, Sieg Friedrich des Großen über die Franzosen am 5. 11. 1757
- 5 Charles v. Rohan, Prinz S., französischer Heerführer, war mit Anna Victoria von Hessen-Rotenburg, Tochter von Joseph, eines Bruders des Landgrafen Konstantin vermählt; der französische Marschall Herzog von Broglie eroberte 1762 Kassel
- 6 Ferdinand von Br. und Ernst (?) von I. waren preußische Generäle

- 7 Die Hochzeit mit Christiane V. war am 19. 10. 1806 in Weimar
- 8 Adolf Freiherr v. K. 1752—1796, Verfasser von „Über den Umgang mit Menschen“, spielte 1771—1777 am Kasseler Hofe eine Rolle und heiratete 1772 das Hoffräulein Henriette v. Baumbach aus Nentershausen, in deren Familie der junge Vilmar viele literarische Anregungen erhielt.
- 9 zerzupfte Leinwand und Seide, diente bis in den 1. Weltkrieg als Verbandsmaterial
- 10 Marburger Theologieprofessoren um 1785
- 11 Johann Heinrich J., 1740—1817, frommer Gelehrter und berühmter Augenarzt in Marburg, seine „Lebensgeschichte“ erschien zwischen 1777 und 1817 in 6 Bänden
- 12 Christoph N. aus Eckau in Kurland, dem südlichen Lettland, 1723—1802
- 13 Sieg Napoleons über die Österreicher und Russen am 2. 12. 1805
- 14 Sieg Napoleons über die Preußen am 14. 10. 1806
- 15 Marschall von Frankreich, Herzog von Treviso
- 15a Der Kurfürst war abgesetzt, und das Kurfürstentum August 1807 im Königreich Westfalen aufgegangen
- 16 Anmerkung von Vilmar: Die von Napoleon (wegen eines in Hersfeld getöteten französischen Soldaten) befohlene Plünderung und Niederbrennung der Stadt wurde durch des badischen Oberstleutnants Lingg edelmütige Tat verhindert, die J. P. Hebel's treffliche Erzählung in weiten Kreisen bekanntgemacht hat
- 17 Gericht durch den (oft im Dorfe wohnenden) Grundherrn
- 18 traten mehrere Male im Jahre zur Aburteilung geringfügiger Straftaten zusammen
- 19 war in Nentershausen, betraf Streitigkeiten im Bergbau
- 20 Die westfälische Gerichtsverfassung war der französischen angepaßt, der Friedensrichter entsprach etwa einem Justizamtman; außer dem Patrimonialgericht wurde 1814 das alte System wiederhergestellt
- 21 Nentershausen, in Solz war bis dahin ein adeliges (Patrimonial) Gericht gewesen
- 22 Der Kantonmaire — Bürgermeister des Kanton — war in Nentershausen, in Waldkappel der Souspräfekt, Vorsteher einer Unter-Präfektur
- 23 Innenminister, ehemaliger Braunschweigischer Minister, also kein Hesse
- 24 Joachim Heinrich C., 1746—1818, Pädagoge und berühmter Jugendschriftsteller
- 25 Christian Gotthelf S., 1744—1811, bedeutender Pädagoge und Schriftsteller
- 26 Christian Adolf O., 1755—1821, Liederdichter
- 27 I.A.C. Löhr, dessen „Kleine Plaudereien für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen“ Vilmar 1850 neu herausgegeben hatte
- 28 Die Bauern Kornelius und Nikolaus Lorenz aus Altenburschla, die wegen ihrer politischen Wahrsagungen verfolgt und verhaftet wurden.
- 29 Preußischer Major und Anführer eines Freikorps
- 30 Russischer General, der im Oktober 1813 Kassel eroberte
- 31 Französischer Oberst, wurde westfälischer General, mit der Verteidigung Kassels beauftragt
- 32 vermutlich alter Vorderlader, der mit einem Schlüssel gespannt wurde
- 33 ging über Vacha, Hünfeld, Fulda nach Frankfurt, die andere Berkaer Straße ging über Dankmarshausen, Hönebach, Friedewald nach Hersfeld
- 34 Berka, Richelsdorf, Solz nach Bebra
- 34a der spätere Kurfürst Wilhelm II (1821—1847)
- 35 Friedrich Ludwig W., 1791—1837, Rektor der Lateinschule in B., revolutionärer Schriftsteller
- 36 Die Supranaturalisten, Vilmar schreibt: Supernaturalisten, versuchten, entgegen ihrer Vernunft an die biblischen Wunder zu glauben, die Rationalisten lehnten sie als dem Verstand widersprechend ab
- 37 Die Marburger Theologieprofessoren Vilmars um 1820, Johann Lorenz Zimmermann, 1762—1834, Karl Wilhelm Justi, 1767—1846 und Albrecht Jakob Arnoldi, 1750—1835, lehnten mehr oder weniger den Wunderglauben ab.
- 38 um 1820 bekannte Theologen in Heidelberg
- 39 Friedrich Ernst Daniel S., 1768—1834, berühmter Berliner Theologe
- 40 Die französische Julirevolution führte im Sommer und Herbst 1830 besonders in Kassel und Hanau zu politischen Unruhen
- 41 der am 11. 4. 1831 gewählte erste kurhessische Landtag in Kassel; Vilmar war als Vertreter der Stadt Hersfeld gewählt worden
- 42 war seit 1816 Pfarrer in Oberaula, 8 km von Kirchheim
- 43 Christoph Friedrich Wilhelm E., 1765—1855, leitender Geistlicher der niederhessisch-reformierten Kirche von 1845—1855
- 44 Versammlung aller deutschen evangelischen Kirchenregierungen, als Vertreter der kurhessischen Kirche
- 45 Vilmars zweite Frau Therese starb am 29. 11. 1867, er selbst 8 Monate später am 30. 7. 1868 in Marburg.